lichen Reise durch Rußland, Schweden, Deutschland wurden sie in Bodenbach als Subversive angehalten und erst freigesetzt, als auf eine Anfrage bei der Prager Landesregierung die entsprechende Weisung eingetroffen war.

Tagebuch.

Von

Hermann Bahr.

7. Juli. Man könnte zuweilen schon wirklich an der Menschheit verzweifeln! In diesem Akt der Amnestie kündigt sich ein neues Oesterreich an, hier ist der erste, der entscheidende Schritt getan, von ihm wird man, wenn der ihn lenkende Sinn nur auch noch die Kraft hat, standzuhalten, vielleicht dereinst den Beginn eines Zeitalters datieren, das die Herrschaft der rohen Gewalt, der Züchtigung, der Vergeltung überwindet durch die still gebietende Macht der Verzeihung, der Versöhnung, der Liebe, so daß man unwillkürlich dabei der Worte Gottes vor Balsamy gedenkt: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen!" Aber wer merkt's? Wer hat ein Gefühl dafür? Wer begreift denn, wie hier ein großer Augenblick ahnungsvoll erkannt, beherzt ergriffen und mit hohem Sinn erfüllt wird? „Aber ich fürcht', er verrechnet sich!" heißt's, mit schiefen Gesichtern. Das ist so scheußlich gedacht, daß ich es erst gar nicht gleich verstand. Diese Leute sind unfähig, sich einen Menschen auch nur vorzustellen, der Gutes aus Güte tut, ohne daran überhaupt zu denken, ob es sich auch „rentieren", was es ihm „tragen" wird. In ihrer unschuldigen Verkommenheit gewahren sie die Scheußlichkeit der Zumutung gar nicht, er hätte das Edle, das Gerechte, die Gnade nicht aus Edelmut, nicht aus Gerechtigkeit, nicht aus Erbarmen getan, nein, sondern aus Eigennutz, Berechnung, Sorge, gar nicht in einer aufwallenden reinen Empfindung, nicht aus der inneren Nötigung, es wieder nicht werden zu lassen im Lande, sondern bloß um ein Geschäft damit zu machen! Diese Leute sind offenbar auch nicht mehr fähig, ein anderes Verhältnis zur Welt oder auch nur zur eigenen Tat als des Profits, des Wuchers, des Kalküls zu verstehen. Und daß eine Tat ihren Wert in sich hat, der, was immer auch daraus folge, dadurch nicht anders wird, daß das Gute, selbst schlecht belohnt, ebenso gut bleibt, daß es Handlungen gibt, die sich selbst zum Zweck haben, nichts als ihr eigenes Dasein in der dadurch erleuchteten Welt, nicht aber irgendeinen Erfolg, irgendeine Wirkung, irgendeinen irdischen Lohn, das können sie schon gar nicht begreifen. „Abwarten, was noch nachkommt und ob er da dann nicht sehr enttäuscht sein wird! Ueberm Jahr reut's ihn vielleicht selbst." Einem, der mir so wehklagte, gab ich die Frage zur Antwort: „Wenn ich einen Ertrinkenden rette, der Ihnen übers Jahr das Geldtaschl zieht, glauben Sie, daß es mich dann reuen wird, ihn gerettet zu haben, selbst wenn Sie dann vielleicht der Ansicht sind, es wäre besser, ich hätt ihn ersaufen lassen, ja sogar wenn er mir selber das Taschl zieht?" Er schien sich zu wundern, denn es ist merkwürdig, wie wenigen unter uns noch erkanntgeworden ist, daß es ein Neues Testament gibt.

Der Kaiser hat darauf gedrungen, für diesen Gnadenakt den Tag zu wählen, an welchem „Mein innigstgeliebter ältester, durch Gottes Gnade Mir geschenkter Sohn die Feier seines heiligen Namenspatrons begeht". Wenn ein Mensch Ursache hat, dem lieben Gott einmal so recht vom ganzen Herzen zu danken, dann drängt es ihn, Lichter anzuzünden, er möchte gleichsam, die ganze Welt werde hell von seiner eigenen Freude! Auch weiß der Kaiser wohl, daß jede gute Tat, an wem immer getan, auf alle zurückstrahlt, mit einer Glut, an der sich dann oft auch schon erloschene Herzen zu neuer Liebeskraft entzünden; in unseren Aschenhaufen hat er mit dem großen Atem seiner Liebestat geblasen.

8. Juli. Sich zu seinen Nächsten zu verhalten, als ob jeder von ihnen ein Räuber wäre, mit dem nur ein noch größerer Räuber auskommt, das mag vor manchem Schaden bewahren, nur bewahrt es uns auch davor, gut zu sein. Der einzelne Mensch hat das jetzt mit der Zeit doch schon bemerkt und sucht zunächst die „richtige Mitte": gar nicht abgeneigt, gelegentlich, wenn es ihn nicht zu viel kostet, gut zu sein, aber immer noch in sich für alle Fälle mit einem Räuber geladen, Staaten und Völker aber waren bisher noch nicht einmal so weit und das hat's auch dem einzelnen wieder erschwert, denn wer zwar zum Liebesblick nach innen, aber ebenso doch auch zum Räuberblick nach außen gleich stark ermahnt wird, gewöhnt sich unwillkürlich zu schielen an. Die Deutschen suchen jetzt emsig nach den „Ideen von 1914", vielleicht ist es die, daß wir zu schielen aufhören, den Räuberblick überhaupt aufgeben, dem Liebesblick gehorchen lernen, auch nach außen, uns des Vaters erinnern, dessen Kinder alle christlichen Völker, des mystischen Leibes, in dem sie vereint sind, alle, alle, und den Bruderzwist endigen, im Zeichen des heiligen Kreuzes! Und vielleicht bricht jetzt auch die Dämmerung aller alten Parteien herein, deren Namen längst ebenso jeden Sinn verloren haben wie ihre Forderungen, und die Menschheit scheidet sich jetzt rein; alle vereinen sich, denen nun schon genug gehenkt worden ist, und trachten die anderen, denen noch immer nicht genug gehenkt worden ist, freundlich fortzubringen und sicher auf eine ferne Insel zu geleiten, wo sie dann mit ihrem Gelüst auf einander angewiesen und einander überlassen werden mögen. Wir übrigen aber wollen jetzt einmal ausproben, was sich in einer Welt begeben mag, wo jeder den anderen nur noch überwinden will an Liebe, Güte, Hilfe, keiner mehr nach Macht begehrt, sondern alle mit allen dienen zum Ruhme Gottes. Wenn die Botschaft des Kaisers davon das erste Zeichen wäre, und nicht bloß für die Völker Oesterreichs, sondern für ganz Europa, für die Welt! Wenn unser Oesterreich, das niemals ein deutscher Staat war und niemals ein deutscher Staat sein wird, weil es seinem ganzen Wesen nach alles eher als ein deutscher Staat ist, das aber ebenso auch niemals ein slawischer Staat war und niemals ein slawischer Staat sein wird, Oesterreich, dessen Sinn und Sendung es ist, ein höheres Wesen als der nationale Staat zu sein, von einer Freiheit, Schwungkraft und Weite, die der drückenden Enge des nationalen Staats versagt bleiben, Oesterreich, dessen Sinn und Sendung es ist, seinen Völkern Erlösung von der nationalen Selbstverblendung, Selbstüberhebung und Selbsterstarrung zu bringen, wenn unser Oesterreich endlich einmal den Mut fände, wahrhaft es selbst zu sein: ein Bund freier Völker und Länder zur gemeinsamen Sicherung, Verteidigung und Bewährung der jedem seiner Völker eingeborenen Geistesart. Gemütsart und Willensart, die nun aber, eben in dieser Sicherheit und Freiheit, daran in der gemeinsamen Arbeit an einander erst noch weit über das angeborene Maß emporwächsen, wenn Oesterreich jetzt allen Oesterreichern zum Vaterlande würde! Wenn so durch uns Oesterreicher uralte Träume in Erfüllung gingen, durch uns der Anfang Europas gemacht würde, eines brüderlichen Europa! Was sich vor bald fünfzig Jahren Konstantin Frantz von Deutschland verhieß, uns zugeteilt wäre: „Der Kern und das Vorbild einer sich allmählich entwickelnden europäischen Föderation zu sein!" Durch unser Beispiel Europa von der nationalistischen Geistesverstörung und Sinnesverwirrung genäse! Die furchtbare Dumpfheit, in der wir fast siebzig Jahre lang gelähmt und erstarrt gelegen, nur eine Pause gewesen wäre, damit wir uns gründlich ausschlafen könnten, ruhig Atem holen und uns in der Tiefe auf unser Wesen besinnen, um in der großen Stunde dann mit gesammelter Kraft bereit zu sein für unsere Tat! Wenn wir jetzt endlich erwachten, um Europa wieder aufzuwecken! Wenn aus den vereinigten Völkern Oesterreichs die vereinigten Staaten Europas würden! Wenn halb verklungene Sagen vom alten Kaiser Karl im Untersberg so zur Wahrheit würden durch unseren jungen Kaiser Karl! Wenn der Birnbaum auf dem Wasserfelde wieder aufblühte und das neue Reich erschiene, ein heiliges Römisches Reich aller Nationen!

10. Juli. Zeitungsnotiz: 18.000 Amnestierte! — Welch ein Gefühl für den Kaiser, 18.000 Oesterreichern mit einem Federstrich die Freiheit zu geben! — Aber auch welch ein Gefühl der Beschämung für uns, daß es jemals möglich war, 18.000 Oesterreichern die Freiheit zu nehmen.

12. Juli. Nach Krumpendorf am Wörthersee, um mit meiner Frau den achtzigsten Geburtstag ihrer Mutter zu begehen. — Allgemeines Wahlrecht in Preußen; auch dort schlägt eine neue Zeit. Und alles bestätigt mir meine Zuversicht, der ich so lange kaum selber zu trauen wagte: daß dieser Krieg, wenn auch auf dunklen Wegen, uns schließlich aus allem Nationalismus weg ins einige Europa führt!

14. Juli. Bethmann, eben noch von Junkern und Alldeutschen bedrängt, soll jetzt für sie, soll jedenfalls ihretwegen und mit ihnen fallen, er allein ist jetzt auf einmal an allem schuld. Es ergeht ihm fast wie dem armen Stürgkh, der, kein starker, kaum ein kluger, jedenfalls auch ein immer unentschiedener Mann, so gerne guten Willens, doch leider im Grunde willenlos, hilfsbereit, doch unbeholfen, von der besten Gesinnung, mit der er aber nichts anzufangen wußte, im Stillen solange dem Ueberkriegswahn, wenn auch nicht zu widerstehen, so doch leise zu widerstreben und, wenn es halbwegs ging, zuweilen sogar nicht ohne eine gewisse vorsichtige Tapferkeit insgeheim die Schrecken zu lindern versucht hat, bis er das Opfer einer Erbitterung wurde, deren Ursachen er selbst beklagt, deren Gefahren er selbst erkannt und an der unter allen Schuldigen vielleicht er noch die geringste Schuld gehabt hat; aber bis zum heutigen Tage wirft ihm jedermann geschwind noch einen Stein ins Grab nach, seit er keinen Orden mehr zu verleihen, nicht einmal mehr eine Tabaktrafik zu vergeben hat. Seine wie Bethmanns „Schuld" bestand darin, daß überhaupt niemand da war, der die Kraft gehabt hätte, den Krieg geistig zu beherrschen. Sie haben sich beide den Krieg entreißen und haben ihn aus einem bloßen Mittel fast zu seinem eigenen Zwecke werden lassen. Clausewitz, der kein Pazifist war, sagt, der Krieg sei „nichts als die fortgesetzte Staatspolitik mit anderen Mitteln", ihn bestimmt „der politische Zweck als das ursprüngliche Motiv des Krieges das Maß sowohl für das Ziel, das durch die Kriegführung erreicht werden muß, als auch für die Anstrengungen, die erforderlich sind", und immer wiederholt er wieder, es sei „der Krieg unter allen Umständen als kein selbständiges Ding, sondern als ein politisches Instrument zu denken", und niemals vergißt er, daß, wie sich der Krieg in seiner „wunderlichen Dreifaltigkeit" auch ändern mag, er doch immer die „untergeordnete Natur eines politischen Werkzeuges" behält. Der „politische Zweck" also bewirkt den Krieg, der „politische Zweck" beherrscht ihn, der „politische Zweck" bestimmt ihn: für den politischen Zweck allein ist er da. Dies steht für Clausewitz so fest, dies ist ihm so wichtig, daß er einmal, wie in einer Vorahnung unseres Krieges, ausdrücklich sagt: „Das Gesetz des Aeußersten, die Absicht, den Gegner wehrlos zu machen, verschlingt gewissermaßen zunächst den politischen Zweck des Krieges. So wie dieses Gesetz in seiner Kraft nachläßt, diese Absicht von ihrem Ziele zurücktritt, muß der politische Zweck wieder hervortreten." Dieser merkwürdige Satz erklärt erst, was wir jetzt erlebt haben; er lehrt uns unser Schicksal erst verstehen: diesmal hat nämlich das „Gesetz des Aeußersten" den politischen Zweck des Krieges nicht bloß „gewissermaßen" und nicht bloß „zunächst" verschlungen, sondern gleich mit Haut und Haar und fast schien es schon: für immer! Aus der „untergeordneten Natur eines politischen Werkzeuges" hat sich dieser Krieg zu seinem eigenen Herrn gemacht, sein politischer Zweck blieb verschlungen, fast schien es, er träte nie wieder hervor. Denn es war kein Anwalt eines politischen Zwecks, es war niemand da, um diesen Krieg zu „führen". Zu führen hat den Krieg der Staatsmann; er führt ihn herbei, er führt ihn durch, die Militärs haben ihn nur auszuführen, sie sind nur die Hände des Staatsmannes. 1864, 1866, 1870 hat Bismarck Krieg geführt und oft genug, ja fast in allen entscheidenden Augenblicken gegen die Militärs; er sorgte dafür, daß sie sich „der untergeordneten Natur eines politischen Werkzeuges" bewußt blieben. Auch ist mir nicht bekannt, daß 1813 jemand daran gedacht hätte, Blücher zum Staatskanzler zu machen.

In Harren und Krieg,
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß!
So riß er uns
Von Feinden los —

so hat ihn Goethe gerühmt, recht wie's dem Krieger gebührt aber reißt der uns erst vom Feinde los, dann hat er das Seine für uns getan und dann ist's wieder an uns selbst, unser Land zu bestellen. Das Unglück war nun diesmal, daß sich zwar ein Blücher fand, aber kein Bismarck dazu, nicht der geringste Bismarck. Es war der Kopf nicht da, so blieb die Faust sich selbst überlassen, der Führer hat diesem Kriege gefehlt. Stürgkh und Bethmann haben beide dem Kriege bloß immer kopfschüttelnd zugesehen. Und es blieb den deutschen Professoren überlassen, einen Sinn des Krieges zu suchen; sie suchen ihn heute noch. Das deutsche Volk aber, nachdem es drei Jahre danach gefragt und ihm niemand geantwortet hat, unternimmt es jetzt, ihm aus eigener Kraft einen Sinn zu geben: die deutsche Freiheit.

Neue Aufgaben des Burgtheaters.

Aus einem Gespräch mit Hofrat von Millenkovich.

Von

Karl Marilaun.

Der Platz vor dem Burgtheater liegt in der schönsten, hochsommerlichen Feriensonne, und im Hause selbst regt sich nichts, die Garderoben sind abgesperrt, die Bureauvorstände, Dramaturgen, Lektoren, Kassenbeamten sind auf Urlaub, der Portier schläft einen kleinen Nachmittagsschlaf unter der leergewischten, schwarzen Probentafel und der Direktor selbst räumt in seinem roten Hofratsbureau die Laden seines Schreibtisches aus. Niemand stört ihn dabei, sein alter Diener packt ihm Rollenhefte, Manuskripte, Briefe zu einem ungeheuren Ferienpaket, und morgen wird die Feuerwache wahrscheinlich der einzige lebendige Mensch in dem ungeheuren, schweigenden, mit grauen Staubtüchern rings verhängten Haus sein, das seinen zweimonatigen Sommerschlaf zu schlafen beginnt.

Die kommende Burgtheatersaison wird die erste sein, für die Herr v. Millenkovich als Direktor die Verantwortung übernimmt. Im abgelaufenen Vierteljahr seiner jungen Direktionsführung hat er sich mehr oder weniger darauf beschränkt, als oberster Zuschauer des Burgtheaters zu fungieren; er hatte das nötig, denn schließlich ist er sozusagen als distinguierter Fremder in die Welt der Kulissen eingedrungen. Was ihn mit diesem Theater seines Herzens bisher verband, war eigentlich nur der Enthusiasmus des Draußenstehenden, die Liebe zum Burgtheater und der Glaube an so etwas wie eine dem Wechsel der Tagesmode wohltätig und nobel entrückte Burgtheatertradition. Dieser Hofrat wird kein Umstürzler sein; er selbst verkörpert mit seinem konzilianten, weltmännisch liebenswürdigen und wohl auch wienerisch weichen Wesen ein Stück dieser Tradition. Er ist kein k. k. Revolutionär, wie es derselige Hofrat Burckhard war. Zwar will auch er ein neues Burgtheater, ein lebendiges und vor allem — und diese Idee des Herrn v. Millenkovich dürfte richtunggebend für die Arbeit der nächsten Jahre sein — ein österreichisch orientiertes Theater. Gerade herausgesagt, denkt der Hofrat an so etwas wie ein erstes österreichisches Volkstheater; dieser Gedanke leitete ihn beim Engagement Girardis und, in entsprechendem Abstand, einiger anderer österreichischer und Wiener Künstler wie Lackners oder der jungen Wienerin Annie Rosar, die schon der Baron Berger vor vier, fünf Jahren an der Akademie entdeckt und — nach einem von ihm veranlaßten Probesprechen auf der Burgtheaterbühne — als außerordentlich viel versprechendes damals nur eben noch zu junges Talent in sein heute noch existierendes Vormerkbuch eingetragen hat.

Dieses Talentprotokoll seines Vorgängers hat Herr von Millenkovich in den letzten Wochen durchgelesen, und er schlägt ein anderes, noch ungleich berühmteres Protokoll des Burgtheaters, das Burgtheaterbuch Heinrich Laubes, auf, an dessen Hand er mir einiges vom zukünftigen, dem Burgtheater der nächsten Jahre erzählen will. Er zitiert die berühmte Laubesche Stelle von dem Fremden, der für einige Monate oder wohl besser noch ein Jahr nach Wien kommt und im Burgtheater so ziemlich alles sehen wird, was die zeitgenössische wie die große klassische Literatur aller Klimate an bedeutenden und mehr oder weniger unsterblichen Werken hervorgebracht hat.

„Dieses Programm Laubes", meint Herr Millenkovich, „ist so ziemlich wohl auch das meinige; allerdings hat sich in den letzten fünfzig Jahren der Kreis der für das Burgtheater in Betracht kommenden Weltliteratur so beträchtlich erweitert, daß ich jenem Fremden nicht ein, sondern drei Jahre in Wien zu bleiben raten würde. Während des Krieges kommt das moderne französische, englische, italienische Theater für uns natürlich nicht in Betracht, und wir folgen hier nur dem Beispiel aller Bühnen Deutschlands und Oesterreichs, da ja auch die uns feindlichen Länder deutsche und österreichische Kunst auf ihren Index gesetzt haben. Im Frieden aber kann sich ein Burgtheater, bei aller Voranstellung seines Deutschtums, nicht gut auf seine im engeren Bezirk gewachsene Heimatkunst beschränken. Wir werden und müssen das Gute holen, wo es zu finden ist, und unter diesem „Guten" verstehe ich nicht nur die ganz große, schwere und ernste Kunst, soweit sie das gegenwärtige Ausland überhaupt produziert oder produzieren wird, sondern gewiß auch die kleinere und leichter wiegende Unterhaltungsware, die insbesondere bei den Franzosen ein nicht selten höchst respektables literarisches Niveau erreicht. Das Burgtheater ist eben auch nur ein Theater, bei dem nicht jeder Tag ein Feiertag der großen Kunst sein kann; aber bei der entsprechenden Darstellung kann auch eine bloß amüsierende, technisch geschickte Komödie, der Geist und eine gewisse graziöse Anmut nicht fehlten, zum „theatralischen Erlebnis" werden. Auch das sagenhafte, historische „alte" Burgtheater hat keineswegs allein oder auch nur vorwiegend von der „Literatur" gelebt und vielen unvergessenen oder doch der älteren Generation unvergeßlich gebliebenen Burgtheatererfolgen liegt eine keineswegs literarisch besonders wertvolle, aber geistreiche und anmutsvolle, von der Hand eines geschickten Technikers gemachte Unterhaltungskomödie zugrunde. Diese „Unterhaltung" möchte ich um nichts in der Welt aus dem Theater streichen. Das Burgtheater ist immer auch ein Theater unserer besten Gesellschaft gewesen, es war der nobelste Rendezvousplatz dieser Gesellschaft und soll es bleiben oder — wieder werden.

Wenn ich das will — und als moderner Mensch und Direktor muß ich es wollen —, so rechne ich für den Frieden namentlich auf die Franzosen, deren glänzende Lustspieltechnik, und mag sie zehnmal nur Routine sein, von keinem Theaterdirektor der Welt geringgeschätzt oder beiseite geschoben werden sollte. Natürlich würde ich ein gutes deutsches Lustspiel jeder aus einem fremden Klima zu uns kommenden Sache beiweitem vorziehen, aber Sie wissen ja: das deutsche Lustspiel ist noch immer das Schmerzenskind unserer literarischen Produktion. „Lustspiele" werden uns jeden Tag eingeschickt, aber der Eindruck nach der Lektüre ist leider immer nur der, wieviel wir Deutsche in der Technik und dem Witz der feineren Unterhaltungssache vom Ausland noch lernen werden müssen, bevor wir uns mit diesem Ausland auf dieselbe Stufe zu stellen vermögen.

Bei der Lektüre dieser neueingeschickten Sachen bin ich dann auch auf den Gedanken gekommen, die alten Burgtheaterbestände an Lustspielen ein wenig durchzustöbern. Ich habe da manchen ver-